

Zeitgedichte

Autor(en): **Müller, Dominik**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635551>

Nutzungsbedingungen

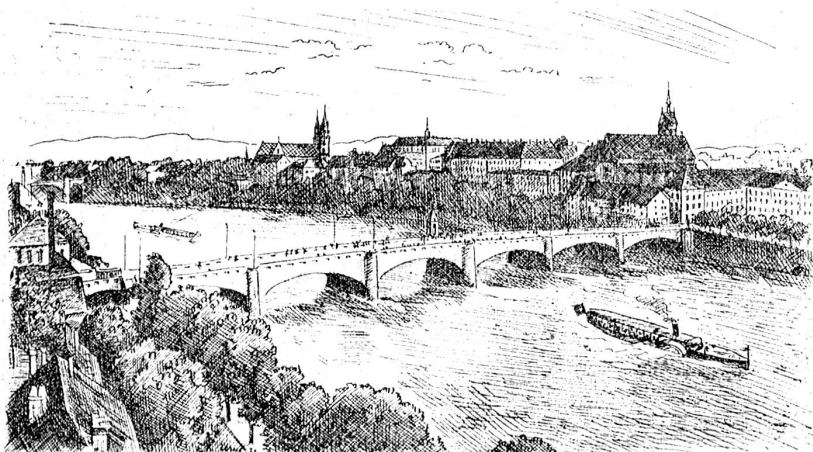
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die mittlere Rheinbrücke mit Münster und Martinskirche.

„Wer?“ schallt es zurück. Ich wiederhole möglichst in der Aussprache und im Tonfall Kathrinens:

„Kathrine Vink! Die Kathrin!“

Umsonst. Man versteht die ungewohnte Stimme nicht. Da stufte ich die Kathrin, die mit atemloser Spannung auf mich starrt, und schreie ihr zu:

„Sage Sie jetzt selber ihren Namen dahinein!“

Worauf sie in den Schallbecher trompetet, so laut, wie nur eine derbe schwäbische Küchenfee kann:

„Die Kathrin ischt es!“

Dann horchen wir auf das Stimmengesaus im Hörrohr. Nach einer Weile schaut mich meine Wirthöretin zweifelt an und sagt zu mir:

„I versteh gar nix, was sie sagt — saget Sie's!“

Übermals horche ich angestrengt und bin selig, endlich die Worte zu vernehmen:

„Wär isch do? Was wänd Si?“

Worauf ich einfalle:

„Die Kathrin hat das Gebiß auf dem Stuhl im Eckzimmer liegen lassen!“

„Wie? I verständig kai Wort!“ schallt's zurück.

„Jetzt rede Sie schnell!“ brüll ich nun die Kathrin an, und wie eine Furie fährt ihr zahnloser Mund in den Schallbecher hinein:

„I hab moi Gebiß liegen lassen... im Eckzimmer, auf dem Stuhl, net aß es die Kinder erwischen... Ja froiß, mei Gebiß!“

Endlich ist der Kontakt geglückt und nach einer Flut von Worten seitens der Kathrin scheint die Angelegenheit in Ordnung gebracht. Es war aber auch höchste Zeit; denn die Atmosphäre in der engen Kabine war entsetzlich schwül geworden. Gemeinsam verließen wir unser Dampfbad. Kathrinens Dankbarkeit gegen mich kannte keine Grenzen. Mit ihrem im Eckzimmer liegenden gelassenen Gebiß lächelte sie mir verführerisch zu und zum Abschied zeigte sie nochmals auf ihr Ohr und sagte:

„I bin halt ganz ibelheerig. Auf dem Ohr da heer i gar nix mehr und auf dem andern fast nix. I dank Ehne nun viel-vielmal!“

„Gern geschehen, gern geschehen!“

„Wie moinet Se?“

Ich schreie ihr noch ein letztes Mal ins Ohr:

„Gern geschehen!“

und begab mich in die Kabine zurück, um nun, mit gut einer Viertelstunde Verspätung, auch mein eigenes Telefongespräch zu erledigen.

Zeitgedichte von Dominik Müller.

(Verlag von Bruno Schwabe-Basel.)

Es ist lange her, wohl etwa 15 Jahre. Da sah ich mit dem durch den Basler „Samstag“ bekannt gewordenen

nen und dann während des Weltkrieges in Asien irgendwo zugrunde gegangenen Zoologen Dr. Albert Gräter zusammen im Café Spitz in Basel. Dann kam erst ein stiller Herr, der mir von Gräter vorgestellt wurde. Gräter, der Überraschungen liebte, fing unvermittelt an, Verse zu deklamieren, wehmütige, humor- und geistvolle Verse von leichtem, ungekünsteltem Fluß. Dann kam die verschämte Frage, wie mir die Verse gefielen. Freilich gefielen sie mir gut. Von wem sie denn seien? Der stille Herr da war der Verfasser und kam gerade von Spanien zurück, wo er beinahe Deutschlehrer Seiner Majestät geworden wäre. Er war dann leider nicht katholisch genug befunden worden. Dominik Müller hat seither viel gedichtet und ist bekannt und berühmt geworden. Und doch ist er ein Abseitiger geblieben und bleibt's wohl bis zum Ende. Das liegt so im Blut und läßt sich nicht ändern.

Wenn ich das neue Bändchen „Zeitgedichte“ durchblättere, finde ich immer die gleichen Töne, auf die sein ganzes Leben von jeher gestimmt war: bald weiche, wehmütig lyrische, bald rabiante, rücksichtslose, bald gutmütig humorvolle, halb überlegen, halb resigniert lächelnde. Es ist ein kleines Bändchen, und doch steckt viel darin. Und es läßt sich mit diesem Dichter reden, gehört er doch nicht zu den Allzuabsoluten, sondern zu denen, die bei allem Selbstbewußtsein auch ab und zu sich selbst kritisch betrachten. So schreibt er am Schluß seiner Verse:

„Ich weiß, das Leben spottet mein,
Das Leben ist so tief
Drum, was ich sag, ist irgendwie,
Ist irgendwie doch schief.“

So erträgt man's auch, wenn er ab und zu Urteile fällt, die man selber nicht nur nicht teilt, sondern sehr dezidiert ablehnt. Die neue Welt freut ihn eben nicht, und er gießt viel Galle auf sie aus. Er unterscheidet aber doch manchmal zu wenig zwischen dem Unrat der Zeit und den Erscheinungen, die trotz allem kraftvolle Zukunftsimpulse in sich tragen. Wenn er die Abstinenzbewegung, die Frauenbewegung, die Konsumbewegung verhöhnt, so verwechselt er die Auswüchse einer Bewegung mit der Tatsache, daß alle diese Bewegungen letzten Endes geistige Gesundungskeime in sich tragen, wenigstens andeutungsweise Träger eines lebendigen Gemeinschaftsgefühls und Verantwortlichkeitsgefühls sind. Schließlich gehören aber doch jene dazu, „die noch mit dem Ganzen fühlen“ und die „vom Glauben an Vernunft nicht weichen“ und deshalb das Unterpfeiler sind, „daß wir einst doch gesunden und nicht verenden in Verkommenheit“. Dies mußte ich sagen, um mich nicht mit Dominik Müllers Urteilen zu identifizieren. Sonst möchte ich nämlich allen, die gern mal bei einem unabhängigen, im stillen tapfern Menschen einklopfen, das Büchlein empfehlen.

Ein paar Rosinchen aus dem Kuchen will ich doch schnell noch darbieten. Zuerst etwas von den warmen Herzenstönen, nicht nur weil sie mir am sympathischsten sind, sondern weil man sich ächte Humoristen wie Dominik Müller ohne tiefe Gemütsklänge gar nicht vorstellen kann. Die Gedichte aus der Kriegszeit sind pessimistisch. So die „Raben“, die er vor dem Krieg raunen hört; so der Kriegsmund:

... Kalt grinst er durch den Weltraum
Hin auf den blutigen Erdenraum,
Der ewige Friede ist ein Traum
Für Mütter und für Bräute.

Oder die unruhigen Nächte:

... Kenn es Schicksal oder heiß es Gott — es bleibt im Finstern tief, Was die Welt ins Dasein rief, Herz, du traumburchwühltes, heißes, Wohin geht es? Niemand weiß es. —

In dem baseldeutschem „D'Wiehnacht“ schwingt er sich dann zu einer sozialen Utopie auf, die das Herz jedes Christen und Anarchisten mit Wonne erfüllen muß. Der Unterschied liegt nur im Tempo. Es geht bei Dominik Müller nicht so plötzlich, sondern vielleicht, vielleicht kommt die Erde jenem idealen Stern mal näher, der „äh Liechtsohr wnt“ die Erfüllung in sich trägt. Zwei Gedichtlein, beide mit demselben Titel, zeigen den illusionslosen Tiefempfindenden in seinem Heim.

Daheim.

Siß im warmen Zimmer
Bei der Lampe Schimmer,
Fühl das Leben gehn;
Denke der Soldaten,
Die im Blute waten,
Vor dem Tode stehn.

Friedlich mit den Meinen,
Bei der Lampe Scheinen
Lächelt Liebe mir;
Auf der Bahststätt bluten
Seh ich all die Guten —
Was tu ich noch hier?

Daheim.

So seltsam geht mein Leben hin,
Die größten Dinge geschehen,
Die Menschheit liegt in Wehen
Und ich in meinem Winkel bin
Und seh meinem blonden Knäblein zu,
Wie's mit sich spielt in tiefer Ruh.
Und ich denk': das Leben geht noch weit,
Jetzt rast der Krieg in der Kunde,
Die Welt ist eine Wunde,
Doch einst kommt eine andre Zeit,
Da bin ich gegangen zum Frieden ein,
Was wird dann mit meinem Knäblein sein? —

Die politischen und gesellschaftlichen Vordergrundsteute hat unser Dichter nicht gern. Der Chueri Jangnot Freisinnreich, der Rechtsverdreher Schnudenvoll, der Bankier Sanfthardt, der Kommunist Dr. Johann Jakob Wintergrisch, der Neumonarchist und der Stammtischdemokrat, der Schieber, der Brok, der kalte Geldmensch und der falsche Schwärmer und viele andere gehören in die Tadelrunde des Dichters, dem es Bedürfnis ist, „zu rühmen Höher“.

Ganz niedlich ist der „kleine Unterschied“ zwischen Anarchist und Kommunist dargestellt, und dann auch die Salonbolschewisten, die als Modernste für Expressionismus und Kommunismus schwärmen mit dem schönen Schluß...

In Papas Villa beim Fünfuhrtee
Sie schaurig konventikeln —
Süß ist's, bei Lörtchen und Pralines
Ein wenig zu bolschewikeln.

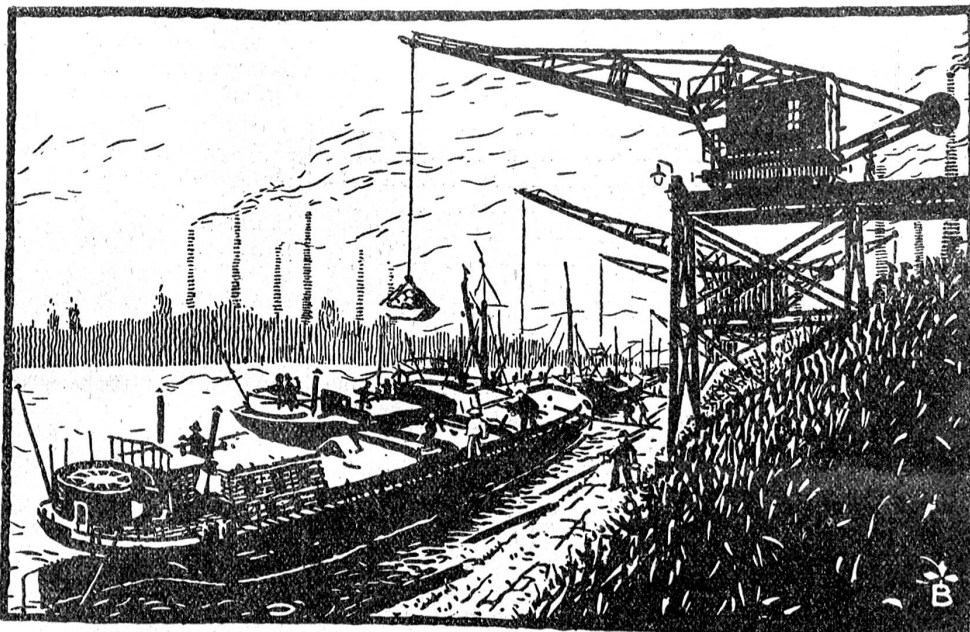
Von den „Bildungs“gefängen darf ich nicht zu viel verraten. Den ungehaltenen Trinkspruch auf unsere Kunstentwicklung sollte halt schon jeder selbst nachlesen. Das was dort ausführlich dargestellt ist, wird anderwärts nur kurz angedeutet:

„I bi gar niechter, ha lei Jang
No importiertem Ferschwang,
Ganz schtill für mi nur hant hoch.“

Und dann der gemütliche Stoßkeufzer:

Nun ja!

Den Unrat der verkommenen Zeit,
Verschrobener Hirne Extremet,



Das industrielle Basel: Im Rheinhafen St Johann.

Preist eifrig als Vollkommenheit
Ein armes Tier von Rezensent.

Das Bildungspublikum, die Ruh,
Leck's auf als wär's der Weisheit Salz,
Sein hochbestriedigt geistvoll Weuh,
Anmutig in die Kunde schallt's.

Unter den Sprüchen soll man ja den Jakob Burdhardt gewidmeten nachlesen. Stilles, Wehmütiges, Enttäuschtes liegt überall herum; aber Lachen und Uebermut kommen doch immer wieder obenauf — trotz dem Leid, das stets nahe ist.

„Für Uebermut wird man gezüchtigt
Und muß durch tiefes Leiden geh'n,
Ist man durch tiefes Leid ertüchtigt
So mag man wieder weiter geh'n.“

So liegt manche tiefe Lebenswahrheit zwischen den Blättern. Es ist ja nicht nötig, daß seelische Erkenntnis und Vertiefung immer nur pathetischen oder wissenschaftlichen, kanzel- oder analytikerhaften Antriebs hat. So ein stiller Nebenausgänger sagt's oft noch viel träger und dauernder.

Manchmal hat er aber auch Stunden, wo ihm alles über wird; dann sucht er auf seine Weise Trost in der Musik:

Das Leben ist so grauig,
So ohne Trost ringsum,
Mach' mir ein wenig Mautit
Auf deinem Fiedelsumm!

Aber Spaß beiseite! Alles in allem: Dominik Müller ist einer der wenigen, die trotz schweren Lebens und tiefster Skepsis immer wieder den Blick frei bekommen und über allem Nebel und Gestank der Gegenwart nach fernen, hellen Gestaden Ausschau halten. U. W. Züricher.

Nützliche Lehre.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Übung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich sein kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagt's euch kurz und gut, oder gar nicht, dem suchst ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es wert seid, und ratet und helfst ihm, wenn ihr könnt. J. B. Sebel.